

(Nachdruck verboten.)

23]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

„Grund!“ Dora blickte auf. „Ja sie vermochte nicht länger zu leben.“

Die Worte klangen so fremd in Doras eignen Ohren, sie fanden keinen Resonanzboden in ihrem gesunden Gemüt, Gleichwohl verstand sie, daß es so sein mußte.

„Ja, das sage ich mir, die Jugend von heutzutage ist doch so sonderbar,“ sagte Frau Luise und entdeckte in demselben Augenblick zu ihrem großen Aerger, daß die Schür nicht reichen wollte, doch sie konnte sie wohl ein wenig strammer fassen. Es war stets ihre starke Seite gewesen, mit etwas, das knapp war, doch auszureichen. „Hatte sie nicht ihre achtzig Kronen im Monat und ihre netten Verwandten und brauchte sich um nichts zu quälen, weder um Essen noch Holz oder Petroleum und all dergleichen! Ich meine, sie hätte recht glücklich sein müssen.“

„Margit war nicht wie andre Mädchen,“ erwiderte Dora, „ich glaube, sie konnte nicht unter solchem Drucke leben.“

„Aber, mein Gott, das hatte sie doch wohl auch nicht nötig mit achtzig Kronen im Monat.“

„Ich meine nicht solchen Druck. Ich meine, daß sie nicht glücklich war; sie vermählte ein Heim und jemand, den sie lieben konnte, glaube ich.“

„Liebes Kind, wie Du schwätzt, nicht alle Mädchen können sich verheiraten, sie leben darum doch, und übrigens sollen sie sich nur nicht einbilden, daß das Heiraten immer glücklich macht. Ich weiß wahrhaftig, wie es ist. Nein, sie können froh sein, wenn sie dem entgehen. Das ist doch ein merkwürdiges Band, das sich nicht ziehen lassen wi—ll!“

### XI.

Man hatte das Weihnachtsfest bereits hinter sich. Günther war schon seit September wieder daheim. Er brauchte nicht, wie er gefürchtet hatte, seine Studien abbrechen, da er ohne Schwierigkeiten eine größere Summe von dem schonenschen Magnaten geliehen bekommen hatte.

„Sie können es mir zurückzahlen, Herr Lejer, wenn Sie einmal selbständiger Arzt sind,“ sagte der Graf freundlich, „streben Sie so weiter wie bisher, wird es nicht allzu lange dauern bis dahin.“

Günther dankte mit einer Verbeugung und einem ehrlich gemeinten Gelübde, nicht vom Wege abzuweichen. In einem Jahre hoffte er Kandidat der Medizin zu werden, und später würde es sich wohl machen, irgendwo zur Vertretung oder als Assistenzarzt anzukommen.

Lejers waren auch diesen Herbst nicht umgezogen. Günther nahm des Doktors Zimmer. Es paßte ihm am besten, weil es einen eignen Eingang hatte, was ihm angenehm schien, wenn er Besuch von Kollegen erhielt.

Es waren freundlichere Aussichten in das kleine Heim gekommen, einerseits war Doras Gehalt erhöht worden, und andererseits hatte Sven der Mutter eine nicht unbedeutende Summe zu Weihnachten geschickt. — „Ich habe es ordentlich großartig jetzt“, schrieb er, „und bin gern hier. Geht es so weiter, komme ich im nächsten Jahre und sehe mir einmal das alte Schweden wieder an. Dann mußt Du, Mutterchen oder Dora all right sein, mit nach Amerika zu kommen. Dies ist doch ein Land, das taugt, wenn man sich auch erst wie ein Hund schinden muß, um zu etwas zu kommen. Auch erscheint es mir öde ohne Euch Lieben. Ich habe seit Jahren kein ordentliches Weihnachtsfest mehr erlebt. Das war doch ein andres Leben, wenn man den Tannenbaum ansteckte und Weihnachtsgrüße an in unsern kleinen Löchern in der Wasastadt. Ja, wenn ich Dich, mein liebes Mütterchen, einmal herzlich in die Arme schließen und küssen könnte, so viel ich wollte, dann, glaube ich, würde es mir nachher leichter werden, mich hier durchzuschlagen. Ich dachte einmal daran, mich zu verloben und zu verheiraten, das habe ich wieder hinausgeschoben. Erst will ich Dir ein wenig helfen, Mutter. Kaufe Dir nun etwas

nach Deinen Wünschen, und wenn es dazu reicht, würde es mich sehr freuen, wenn Du und die Geschwister Euch photographieren liebet. Ich weiß ja gar nicht, wie Ihr jetzt aussieht, und ich will doch auch gerade kein Ausgestoßener sein, wenn ich mich zu Hause auch schlecht betragen habe.

Grüße alle, liebe Mutter, und denke zuweilen an Deinen großen Jungen, der, wenn er jetzt auch ein großer Kerl ist, doch manchmal den Kopf in Mutters Schoß legen und sich von ihr lieblosen lassen möchte.“ —

Dieser Brief war Anfang Dezember gekommen, und gleich darauf war die Familie zum Photographen gegangen, damit Sven das Bild noch zu Weihnacht bekäme; Frau Lejer hatte augenscheinlich noch eine andre Absicht dabei. Eines Tages vertraute sie sich Dora an.

„Weißt Du, was ich gedacht habe? Daß ich Sven die kleine Kirche, die in Vaters Stube steht — für Frau Lejer war es immer noch „Vaters Stube“ — schenken möchte.“

„Die Elfenbeinkirche?“

„Ja, die meine ich. Siehst Du, wenn ich etwas kaufe, so ist es ja doch für sein eignes Geld, aber dies ist mein wirkliches Eigentum. Ich habe die Kirche gehabt, seit ich klein war, da bekam ich sie von meinem Großvater, dem General. Es knüpfen sich so viele Erinnerungen daran. Sven würde dann begreifen, wieviel ich von ihm halte. Glaubst Du das nicht auch?“

„Ja doch!“

„Und wenn man sie recht gut verpackt, würde sie auch gewiß nicht zerbrechen. Thut sie es doch, so hilft es nicht. Sven sähe doch jedenfalls, daß ich ihm das einzige Werkstück, das ich habe, geben möchte.“

Dora hatte anfangs widersprochen, der Mutter Vorstellungen machen wollen, daß es so leer im Hause sein würde, wenn sie die kleine Kirche missen müßten, doch in der Mutter Blick lag ein so rührend warmer Ausdruck, daß sie statt aller Antwort auf den Stuhl stieg und mit zärtlicher Sorgfalt den kunstreichen Tempel von dem Wandbrett herunterholte, auf dem er trotz aller Versuchungen der Armut seit zwanzig Jahren sorgsam gehütet gestanden hatte. —

Gleich nach Neujahr kam die Einladungskarte zum „Abendessen und Tanz“ von Ebba Gaddes Eltern. Dora stürzte sofort mit den beiden Karten in der Hand zu Günther hinein.

„Günther, Günther, wir sind eingeladen,“ rief sie aufgeregt, „denke nur, zu einem großen Ball.“

Er nahm die Karte und betrachtete sie ziemlich gleichgültig, worauf er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder seinen Studien zuwandte.

„Glaubst Du nicht, daß es nett wird?“ fragte Dora enttäuscht; es teilte doch auch niemand ihre Lust an Vergnügungen. Welt und Menschen waren so entsetzlich langweilig und pedantisch verständig.

„Nein, nicht besonders,“ antwortete Günther zerstreut, „ich habe in Schonen oft solche Gesellschaften mitgemacht, doch war ich immer froh, wenn sie vorüber waren.“

„Und ich könnte Tag und Nacht tanzen und würde nie müde werden, alle hübschen Toiletten und Blumen und Lichterglanz zu sehen und Musik zu hören. Günther, es ist gewiß entzückend.“

Sie kniff ihn in der Erregung in den Arm. „Ich werde auch fein sein, was glaubst Du, in weißer Wolle, etwas ausgeschnitten am Halse und mit kurzen Ärmeln und so langen Handschuhen,“ — sie strich dabei mit der Hand bis über den Ellbogen hinauf — „und frisiertem Haar, recht lockig...“

„Still nun, Dora, darüber kannst Du ja mit Mutter sprechen, ich muß lernen und habe keine Zeit, auf solchen Unsinn zu hören.“

„Unsinn? — Ja, das ist es wohl,“ sagte Dora und zog sich nachdenklich zurück, „ich müßte auch nur an Arbeit denken.“

Ihre Stimme bebte vor Thränen, und heftig wandte sie sich der Thür zu, als Günther hastig aufsprang und sie an sich zog. Er setzte sie auf seinen Schoß und strich ihr mit fast väterlicher Geberde das widerspenstige Haar aus der Stirn. Günthers Liebste auf Erden war ja die jüngste Schwester, sie betriibt zu sehen, konnte er nicht ertragen. Sonst war er weder gefühlvoll noch besonders warmherzig, zeitige Prüfungen hatten ihn kritisch und mißtrauisch gemacht.

„Liebe kleine Dora, Du darfst nicht traurig sein.“ sagte er ärtlich; die männlich harte und metallisch klare Stimme bekam einen weichen Klang; „freue Dich nur auf Deinen ersten Ball! Ich will Dir Lustschlösser bauen helfen.“

„Das kannst Du wohl nicht, da Du selbst Dir gar nichts daraus machst,“ versetzte Dora. „Ich kann nicht begreifen, warum gerade ich Euch andren so unähnlich sein muß. Wäre Marie Luise an meiner Stelle gewesen, würde sie gern auf das Vergnügen verzichtet und lieber etwas Nützliches für den Haushalt gekauft haben.“

„Daraüber brauchst Du Dir keine Skrupeln zu machen,“ tröstete Günther sie, „es können nicht alle gleich gesetzt sein. Es muß solche kleinen, ausgelassenen Füllen, wie Du bist, geben, sonst hätten wir ja nichts, woran wir uns freuen könnten.“

„Niemand hat Freude an mir.“

„Aber Dora — Dora, weine doch nicht, kleine Närrin! Glaube mir, es würde zu Hause ohne Dich unerträglich sein, Du bist unser lieber kleiner Sonnenstrahl, Dora!“

„Ja, dann will ich mich auch nicht hinter Wolken verstecken,“ sagte sie und trocknete ihre Thränen, „doch es darf sicher nicht zuviel Sonne im Arbeitszimmer sein, deshalb ist es wohl besser, wenn ich jetzt gehe.“

Sie sprang von seinem Knie herunter, nickte und ging, vom Wohnzimmer herüber hörte sie dann eine muntere Walzermelodie summen.

Am nächsten Mittag stand neben Doras Teller ein langes, schmales Stui. Sie öffnete es mit neugieriger Eilfertigkeit und stieß einen Schrei des Entzückens aus, als sie aus der schützenden Seidenpapierhülle einen fein gearbeiteten Fächer, auf weißer Seide gemalt, herausnahm.

„Das ist von Dir, lieber, süßer Günther,“ rief sie vor Wonne errötend, „o, ein Fächer, den ich mir gerade so sehnlich gewünscht habe!“

Er schien wirklich glücklich über ihre Freude zu sein. In seine strengen Züge kam ein ihnen fremder Ausdruck des Verständnisses und der Teilnahme für solche lebhaftere Freudenäußerung. Dora war noch ein Kind, sagte er sich, und doch war sie in seinen Augen mehr als alle die andren.

Marie Luise war gekommen, um die kleine Schwester Dora im Ballanzug zu sehen, Karin war ebenfalls zugegen, als die große Besichtigung im Wohnzimmer vorgenommen wurde. Frau Luise hielt eine Lampe, die andre stand auf dem Tisch, wo auch Handschuhe und Fächer bereit lagen.

„Ja, jetzt bist Du fein,“ sagte Marie Luise bewundernd. Etwas matt und angegriffen, wie sie in letzter Zeit gewesen, setzte sie sich auf einen Stuhl, um mehr in Ruhe die ungewöhnliche Erscheinung in diesem bescheidenen Hause betrachten zu können. Sie freute sich neidlos an dieser teuren Eleganz, die Dora sich nicht hatte versagen können. Das leichte, duftige Crepongewebe schmiegte sich der biegsamen, schlanken Mädchensfigur anmutig an. Der kleine dunkle Lockenkopf ragte aus einem Gewoge von Spitzen hervor. Schmucksachen hatte sie nicht, das mußte Marie Luise, und fühlte sich darum ganz stolz über die Gabe, die sie mit sich führte und bis dahin sorgfältig verborgen hatte.

Jetzt zog sie ihren Schatz vorsichtig aus der schützenden Hülle hervor. Es waren ein paar entzückender Rosenknospen, welche die sonst so sparsame Marie Luise der Schwester gekauft hatte. Sie befestigte sie an der rechten Seite im Gürtel und sagte fröhlich:

„So, nun habe ich Dich doch auch ein wenig geschmückt. Du glaubst nicht, wie ich mich ängstigte, daß sie unterwegs erfrieren könnten, aber sie sehen ja ganz wohlherhalten aus.“

Sie hatte die Rosen in einem feinen Blumenladen gekauft, wo die ärmliche Frau ganz und gar nicht wie „unfre Kunden“ behandelt wurde. Das Geld hatte sie von der mühsam ersparten Summe genommen, die sie für die Aussteuer des zu erwartenden Kindes zurückgelegt hatte.

„Du siehst so riesig gentil aus, liebe Dora, daß Du Dir wohl gleich einen Bräutigam anschaffen wirst,“ sagte Karin und lachte nicht gerade herzlich dabei.

Frau Lejer schmunzelte zufrieden. Nach ihrer Meinung sah Dora so bezaubernd aus, daß sie jeden vornehmen Herrn hätte bekommen können; Dora selbst aber warf in jugendlichem Uebermut den weißen Nacken zurück und sagte mit ihrer frischeren, munteren Stimme:

„Bräutigam! Immer denken die Leute daran. Ich möchte noch in vielen Jahren nicht verheiratet sein. Ich will erst mein Leben genießen. Und außerdem glaube ich nicht, daß ich mich so gar leicht verlieben werde.“

„Du hast erst so wenig Herren kennen gelernt, Dora,“ sagte Marie Luise. „Wenn der Rechte kommt, wirst Du ihm wohl folgen, und dann wollen wir hoffen, daß Du ebenso glücklich wirst wie ich.“

„Wie Du!“ Dora griff hastig nach den Handschuhen und begann sie anzuziehen, während sie die ungarische Neujahrsgrüßung, die sich rücksichtslos über ihre Lippen drängen wollte, hinunterschluckte. Wie konnte die Schwester glücklich sein in so ärmlichen Verhältnissen! Das war ja nur eine neue Auflage all ihrer Bläckerei daheim, und jetzt würde da noch eines kommen, für das sie sorgen mußte. Mit unerfahrenem, vergrößertem Entsetzen blickte Dora auf solches Leben; jeder Tag erschien ihr wie eine schwere Last, die einen steilen Berg hinaufgeschleppt werden mußte, und dann konnten die Lastträger noch von Glück sagen, wenn sie es vollbracht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die bequeme Wohnung.

Aus dem Russischen.

„Na, wie hast Du Dich in Deiner neuen Wohnung eingerichtet, Genia?“

„Danke, sehr gut. Du kannst Dich ja gleich mal selbst überzeugen. Die Zimmer sind zwar furchtbar klein, dafür aber sehr gemütlich. In den neuen Häusern sind die Zimmer jetzt stets so klein. Das hier ist der Salon. Die Hälfte der Möbel haben wir auf den Speicher stellen müssen, aber das ist eigentlich ein Vorteil, denn dort bleiben sie gut erhalten; hier dagegen verdirbt der Bezug auf der Garnitur immer so schnell. Alle zwei Jahre die Möbel frisch beziehen zu lassen, dazu reichen unsre Mittel nicht. Da bezahlt man schon lieber dort das Lagergeld. Daß ich auch auf mein Klavier verzichtete, mußte, ist freilich schade. Du weißt, ich habe das Konservatorium besucht und immer ein Instrument gehabt. Aber hier im Salon konnten wir dafür absolut keinen Platz finden. Mein Mann und ich, wir haben uns lange die Köpfe darüber zerbrochen — einfach unmöglich. Mit knapper Not, daß wir meinen Stuhlrahmen hier am Fensterpfeiler placiert haben. Was ist da zu machen? Mit solchen kleinen Unannehmlichkeiten muß man sich eben abfinden. Ich werde öfters zu Warwara Simeonowna Krasnowich gehen und bei ihr Klavier spielen. Sie besitzt ein wunderbares Instrument, das sie mir bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Vielleicht ist es auch besser, daß wir jetzt kein Klavier haben, denn, offen gestanden, mein Spiel stört meinen Mann bisweilen. Die Männer sind heutzutage so nervös. . . . besonders wenn ihnen im Dienst irgend etwas Unangenehmes passiert ist. Na, dann wollen wir weiter gehen. Dies hier ist das Speisezimmer. . . .“

„Ein bißchen klein! Aber wie? Du hast kein Büffet darin? Auch keinen Eßtisch? Bloß Stühle an den Wänden?“

„Ja. Siehst Du, wenn man einen Eßtisch hineinstellen wollte, wäre es einfach unmöglich, das Zimmer zu passieren. Wenn mein Mann und ich allein sind, klappen wir zu Frühstück, Mittag und Abendbrot den L'hombrétisch auf. Für zwei Personen genügt das vollständig, nicht wahr? Und das Speisezimmer bekommt dadurch außerdem so ein gewisses intimes, freundliches Aussehen. Hier wird sich's an rauhen Winterabenden gut Thee trinken lassen. Na, und wenn wir Tischgäste haben werden, müssen wir natürlich den richtigen Eßtisch hereinschaffen — er steht jetzt auf dem Boden. Dann machen wir die Sache so: zuerst nehmen alle Gäste längs den Wänden auf den Stühlen Platz, dann bringt man den Tisch herein, schiebt ihn auseinander und deckt ihn. Hoffentlich wird niemand daran Anstoß nehmen. Die Leute werden doch begreifen, daß der Platz es nicht anders erlaubt. Natürlich wird das Mädchen nicht mit den Schüsseln herumgehen können: wir werden uns also selbst gegenseitig bedienen. Das macht immer großen Spaß — besonders wenn viele junge Leute dabei sind. Du fragtest vorher nach dem Büffet? Das ist vollständig überflüssig, weil — sieh mal hier! — in die Mauer ein Schrank eingebaut ist, in dem mein ganzes Tafel- und Theegegeschirre Platz findet. Unten im Schrank ist sogar ein besonderes Fach für Wein. Du magst sagen, was Du willst, aber in den neuen Häusern ist doch alles aufs bequemste eingerichtet. Und sieh Dir mal die Tapeten an! Gerade wie gepreßtes Leder! Natürlich nur imitiert, bloß eine einfache Papiertapete — aber dennoch sehr nett, nicht wahr? Und überall elektrisches Licht. Diese Thür führt ins Kabinett meines Mannes, aber wir haben sie verstellen müssen, weil wir sonst nicht den Schreibtisch im Kabinett hätten placieren können.“

„Und wie kommt man nun ins Kabinett?“

„Durch die Küche.“

„Aber das ist doch eigentlich recht unbequem?“

„Warum denn? Meinem Mann ist es ganz egal, wie er ins Kabinett kommt.“

„Ja, aber wenn ihn jemand geschäftlich besucht?“

„Wer hat meinen Mann geschäftlich zu besuchen? Er ist ja kein Advokat, sondern Beamter. Zu uns kommen nur unsre guten Bekannten, und die werden sich wohl nicht daran stoßen, wenn sie durch

die Küche gehen müssen, um ins Kabinett zu gelangen. Wenigstens hat mein Mann doch jetzt seinen Schreibtisch, an dem er arbeiten kann; und im Kabinett ließen sich außerdem noch zwei Sessel und eine Etagere mit Büchern unterbringen."

"Aber wo werden die Gäste Karten spielen, wenn das Kabinett so klein ist? Den Spieltisch kann man darin doch sicher nicht aufklappen?"

"Karten spielen? Draußen auf der Treppe . . . Man stellt einen Tisch und Stühle auf den Treppenabfah. Licht haben sie ja — und fertig! Du hast doch unser prachtvolles Treppenhaus gesehen? Und der Portier sagte, hier im Hause würde stets auf der Treppe Karten gespielt . . . von den Einwohnern sämtlicher Etagen . . . Das ist hier schon so gang und gäbe, weil im ganzen Hause die Zimmer so klein sind. Die Treppe ist großartig: Luftheizung, Ventilation . . . Ich glaube, man wird da angenehmer spielen als im Zimmer weil es nicht so dünstig ist. Und dann rauchen sie beim Kartenspiel die Zimmer stets so entsetzlich voll! Na, und Streit wird es dabei auch sehr viel weniger geben, weil man sich doch immerhin genieren wird, auf der Treppe zu schreien und zu zanken. Natürlich wird die Kartenpartie dann auch nicht so lange dauern, weil es den andren Bewohnern gegenüber unpasend wäre, bis spät in die Nacht hinein auf der Treppe über den Karten zu sitzen . . . Jetzt komm, Lisa, ich führe Dich ins Schlafzimmer. Dazu müssen wir wieder zurück . . . Durch den Salon in den Korridor . . . Das Schlafzimmer hat nur eine Thür nach dem Korridor. Hier . . . Ich mache gleich auf . . . Aber Vorsicht! Fall nicht! An der Thür sind Stufen."

"Wozu Stufen?"

"Ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Wahrscheinlich hat der Baumeister da einen Fehler gemacht. Es giebt ja medizinische Versehen, warum soll es nicht auch architektonische Versehen geben? Also ich öffne . . ."

"Gott, wie dunkel!"

"Warte, ich mache gleich hell . . . So! . . . Das Zimmer hat nämlich kein Fenster . . ."

"Na, hör mal, Genia: das ist doch kein Zimmer, sondern einfach 'ne Kammer!"

"Oh nein! Das ist keine Kammer! Im Kontrakt wenigstens figurirt es als Zimmer. Im Kontrakt heißt es ausdrücklich: die Wohnung besteht aus vier Zimmern. Hier im Schlafzimmer ist es uns am schwersten geworden, uns einzurichten. Das zweite Bett ließ sich absolut nicht placieren. Da haben wir uns geholfen, siehst Du . . . Statt nebeneinander haben wir die Betten übereinander gestellt. Unten schlafe ich, oben mein Mann . . . Wenn man jetzt die Thür schließt und den grünen Vorhang über die Glühlampe zieht, kann man sich in einen Schlafwagen versetzt glauben . . . Sehr originell . . . Gefällt mir ausgezeichnet . . . Gerade als wenn man mit der Eisenbahn ins Ausland reist. Und was für interessante Träume ich hier habe! Willst Du auch die Küche sehen?"

"Selbstverständlich!"

"Da ist freilich nicht viel zu sehen. Die Küche ist thatsächlich etwas klein, sodas ich immer Angst habe, es passiert einmal ein Brandunglück. Natürlich haben wir alles versichert. Es wäre also eigentlich gar nicht schlecht, wenn mal so ein kleines Feuerchen ausbräche und wir wenigstens etwas für das schöne Geld hätten, das wir jahraus jahrein der Versicherungsgesellschaft bezahlen müssen."

"Wo schläft denn das Mädchen?"

"Auf der Platte . . . Mein Mädchen ist nicht anspruchsvoll. Im Grunde genommen ist es sogar besser, das die Küche so klein ist: es kommen dann weniger Gäste zum Mädchen. Sonst sind ewig welche da . . ."

"Und wieviel bezahlt Ihr für die Wohnung?"

"Sehr wenig. Im Ganzen 750 Rubel, inklusive Luftheizung, elektrischer Beleuchtung usw. Holz brauchen wir nur für die Küche . . ."

"Schade, das Ihr kein Badezimmer habt."

"Wer baden will, bekommt eine Wanne geliefert. Soll eine sehr gute Wanne sein . . . Nur muß man sie schon eine Woche vorher bestellen, weil sie immer sehr vergriffen ist. Es existirt nämlich bloß eine Wanne fürs ganze Haus. Sage, was Du willst, Lisa, aber heutzutage bekommt man nicht so leicht für so wenig Geld eine so bequeme Wohnung. . ."

## Kleines feuilleton.

Ik. Im Spandauer Stadtforst. Ein stiller Tag. Der Regen hat dem milden Glanze der Herbstsonne Platz gemacht und auch der Wind hat sich gelegt, um neue Kräfte zu sammeln. Durch die hohen Kiefern geht unser Weg, auf schmalen Gestellen, mit Gräben an den Seiten, in denen Brombeersträucher wuchern, die uns ihre Ranken über den Pfad legen. Die überall eingestreuten Eichen, Weißbuchen und Birken halten den Rest des bläulichen Laubes noch fest und lassen es aufglänzen in der Mittagssonne, durch die Kronen der Kiefern hindurch. Und auch der dichtbewachsene Waldboden hat seine Pier. Zwar von Blumen ist nichts mehr zu sehen, als verspätete Glöckchen des Heidekrautes. Aber bunte Hüte der Pilze erfassen sie und bilden in den Schattierungen des abgefallenen Laubes anziehende Kontraste. Eine Lichtung, die wir von weitem erkennen, lenkt unsere Schritte, und bald stehen wir am Rande des Teufelsfenns. Eine große, fast baumlose, fahlgelb begraste Moorfläche, der Mittel-

punkt jener zahlreichen kleineren Moore, Gräben und Waldteiche, an denen der Spandauer Stadtforst so reich ist; das Teufelsfenn ist ein Ausläufer der nahen Havel, die mit weiten, wildbewachsenen Moorflächen den Forst nach Osten begrenzt. So ist der Waldboden feucht und die Vegetation frisch, kaum irgendwo ist hier „märkischer Sand“ zu sehen. Hier sehen prächtige Eichen respektable Gruppen zusammen, dort bilden Birken einen weißglänzenden Wald und weiterhin, an feuchteren Niederungen, herrscht unumschränkt die Erle. In einem solchen Walde ist der Weg nicht immer frei. Wald heißt es ein Moor umgehen, bald über einen Graben setzen. Die Kronen von Bäumen, die der letzte Sturm niedergebroschen, hemmen uns bisweilen und fordern unsre Kletterkunst heraus. Noch sind diese Kronen grün, obwohl rettungslos dem Tode geweiht. Andre Kinder des Todes stehen aufrecht; von dem toten Stamme ist die Rinde herabgefallen und weizliche Pilzstränge auf dem morschen Holze verraten das schwächliche und doch so mächtige Gewächs, das in unaufhaltamer Wucherung Bäume bezwingt. Wieder andre Riesen liegen wagrecht auf dem Boden, von der Art gefällt und zum Teil schon zu aufgeschichteten Kloben verarbeitet. Dazwischen ist lustig junges Gehölz aufgeschossen, bereit, die Lücken zu schließen und den Kampf zu bestehen, den man Leben nennt. Weit zurück in diesem Kampfe sind die jungen Eichen, die massenhaft im Laube unter den Eichbäumen liegen; sie haben die ersten und schwersten Schritte zurückgelegt. Schon sind die meisten Früchte an der Spitze gespalten und das Wurzelchen schaut heraus. Lastend sucht es in das Erdreich einzudringen. Aber nur wenigen von den kleinen Eichen ist es bestimmt, zu großen Eichen heranzuwachsen. Den großen Rest verderben Feinde aller Art. Da ist auch schon einer davon, das Eichhörnchen, das uns mit seinen possierlichen Sprüngen zu vergeblicher Verfolgung reizt. Es bringt uns richtig vom Wege ab. Mit Marie und Kompas erreichen wir endlich die den Forst durchziehende Schönwalder Chaussee und auf dieser Spandau. —

— Der Schibaum in Togo. Der Schibaum kommt in ganz Oberguinea vor, und schon die älteren Reisenden erwähnen die Verwertung seines Produktes, der Schibutter, durch die Eingeborenen. Es ist auch bereits mehrfach auf die Bedeutung der Schimüsse, aus denen sie gewonnen wird, für die europäische Industrie hingewiesen worden, doch hat der Baum in dieser Beziehung noch wenig Beachtung gefunden. Von den deutschen afrikanischen Schutzgebieten weist nur Togo einen Handel mit den Produkten des Schibaumes nach. Ein großer Teil geht nach der englischen Goldküstenkolonie, über See sind im Jahre 1902 40 640 Kilogramm Schibutter im Werte von 45 471 M. ausgeführt worden, davon 9180 Kilogramm im Werte von 18 360 M. nach Deutschland und 19 980 Kilogramm im Werte von 21 160 M. nach England. In einer kleinen Abhandlung in dem Septemberhefte des „Tropenpflanzer“ bespricht Graf Jeah den Schibaum und seine Verwertung durch die Eingeborenen in Togo ausführlicher. Der „Globus“ entnimmt seinen Ausführungen folgendes: Der Schibaum (*Bassia Parkii* oder *Butyrospermum Parkii*) wird von den Haussa Stabe, von den Kratschileuten Kedempó und von den Ashanti Kranfá genannt und tritt in Togo lediglich in den Baumstuppen auf; südlich reicht seine Verbreitungsgrenze in die Südwesten Togos bis 6° 18' nördl. Br., im Südosten bis 6° 42' nördl. Br. Mit Bezug auf den Boden ist der Baum sehr genügsam. Die Höhe beträgt bis zu 12 Meter, das Holz ist sehr hart und wird von den Eingeborenen zu Mörfen verarbeitet, die Krone giebt viel Schatten. Im Dezember fallen die Blätter ab, und spätestens gleichzeitig mit dem Ansetzen des neuen Laubes beginnen die Blüten hervorzukommen. Die Fruchtzeit fällt in die Monate April bis Juni, die Früchte werden ungefähr so groß wie Nispeln und enthalten nur einen oder zwei Samenkerne von der Gestalt unsrer Kastanien. Das umgebende Fleisch ist süß und erfrischend. Die reifen Früchte fallen ab, das Fleisch verdirbt, und die Samen werden von den Negern gesammelt. Die Samen trodnen so lange in der Sonne, bis die Schalen sich gelodert haben. Dann werden sie aufgeklopft und die Kerne herausgenommen. Zur Schibutterbereitung werden die Kerne gewöhnlich angeröstet, wozu die Kratschileute eine mit Röhren versehene Schüssel verwenden. In Dagomba benutzt man dazu besondere, etwa manns-hohe Oefen, die den Hochöfen von Wanggeli ähnlich sind. Sie sind zylindrisch aus Lehm gebaut, und am Boden befindet sich eine Oeffnung für die Feuerung. Innerhalb des Oefens ist ein Korb aus Holzstäben angebracht, auf den die Nüsse geschüttet werden. Das Röstn dauert so lange, bis das Fett an der Oberfläche der Kerne auszutreten beginnt, dann werden sie in Holzmörfern zu einer breiartigen Masse zerstampft, die in großen, halb mit Wasser gefüllten Töpfen ausgekocht wird. Dadurch scheidet sich der Fettstoff aus, der an die Oberfläche tritt und abgeschöpft wird. Das ist die Schibutter. Sie wird für den Handel meist zunderhütartig geformt und mit Blättern umflochten. —

## Theater.

Kleines Theater. „Elektra“. Ein Trauerspiel von Hugo v. Hofmannsthal. Nach Sophokles. — Es ist, als habe Hugo v. Hofmannsthal sich an denen, die gegen seine Dichtungen immer wieder den Vorwurf allzu weicher Zartheit erhoben, rächen wollen; so schmelzt er hier in grausam wilden Szenen. Auch des Sophokles Elektra- Tragödie ist ein Gemälde blutiger Leidenschaft. Aber der Moderne nach Shakespeares Wort „überthramt den Thramen“. Der Sturm in dem Drama des Griechen wird durch die Chöre, wird durch E

zählungen wohlthätig unterbrochen. Es giebt Ruhepausen des Athemholens, Ausblicke, die den Sinn zu Höherem erheben, die uns an das auch im Aufbruch des Hasses noch ruhige Walten allge meiner Schicksalsmächte erinnern. Das alles ist von Hofmannsthal besorgt. Es rast und stürmt und wimmert bei ihm ohne Unterlass. Der düstere, von den mächtigen Quadern des Königsschlosses eng bezirkte Hof der Scene, in den niemals ein freier, befreiender Luftzug dringen kann, ist ein Symbol der Stimmung. Man sieht dem Wüten wie dem Kampfe wider Tiere im Käfig zu, mit gepeinigten Nerven, aber im Grunde der Seele teilnahmslos. Dieser Elektra Hofmannsthal's, wie sie von Gertrud Eysoldt — man muß annehmen, nach den Intentionen des Dichters — gegeben wurde, fehlt jede Spur von Größe; in ihren Worten klingt der Wahnsinn einer Monomanen, doch nirgends erschütternd, „besinnungsraubend, herztötend der Erinnern Gesang.“ Kaum ein Mitgefühl und keinen Schauer, als habe ein fürchtbar richtendes Geschick sie zu dem Werkzeuge der Rache erkoren, löst sie in unserm Herzen aus. So wenig es im äußeren Gefüge der Handlung Hofmannsthal geändert hat, es war, was er uns auf der Bühne sehen ließ, in Stil und Geist ein völlig andres als das Griechendrama.

Langsam, nachdem die feierlichen Klänge der Gluckischen Duvertüre verhaucht sind, teilt sich der Vorhang. Ein Schwarm Dienerinnen schiebt lärmend auseinander, als er die gefürchtete, verhasste Tochter Klytemnestras nahen sieht. Aus einer Maueröffnung springt sie in den Hof: Eine kleine magere Kolobdgestalt mit wirr hängendem Haare, irren, funkelnden Augen und Lippen, die sich leicht zu bösem, arglistigem Lächeln verziehen. Hell, auch noch in den langgezogenen Klageklängen, tönt die Stimme, weich und dennoch stachelnd. Sie beschwört die Schwester, in Hass auszuharren und die Drohungen des feigen Meuchelmörders Aegisth, der die Mutter gefreit hat, zu verachten. Die Auffassung der Rolle einmal zugegeben, war das Spiel von Frau Eysoldt virtuose, naturalistische Kunst. Wie sie in visionärer Verzückung des Hasses immer das Bild des blutigen Weils, mit dem die Mutter einst den Vater erschlug, vor Augen, das Haupt nach hinten geworfen, in die Lüfte starrt; wie sie lauernden Blickes sich an dem Schmerzensausbruch Klytemnestras weidet, den heimkehrenden Aegisth, die Fackel in den Händen, sagenhaft umtreibt, und dann, als die Schuldigen gefallen, in taumelnd zuckenden Bewegungen zusammenbricht, das wird ihr so niemand nachspielen. Pathologisch pervers, wie die Höhemomente ihrer Salome, hatten diese Bilder ein Gepräge wunderbarer Eigenart. Voll Kraft und tragischem Pathos, darum viel griechischer war die Klytemnestra von Rosa Bertens. Die große Scene zwischen Mutter und Tochter hat Hofmannsthal in seinem Stück am freiesten und, wie mir scheint, sehr glücklich umgestaltet. Hier klingen in die Klagen Klytemnestras Töne echt Hofmannsthalscher Poesie hinein. Hilfesuchend wendet das harte stolze Weib sich an die Tochter, sie bestürmt die Kluge, Wissende, ihr ein Opfer zu nehmen, durch welches sie den Zorn der Götter sänftigen und die Pein in ihrem Herzen bannen könne, eine Sklavin, die geschlachtet werden soll auf dem Altar. Sie erzählt, wie sie mit namenloser Angst ihr eignes Ich zerrinnen fühlt. Vergangenes und Gegenwärtiges wirren sich in eins. Alles weicht und wankt und hüllt sich in ein rätselhaftes Dunkel. Rettung will sie aus der fürchterlichen Einsamkeit. Elektra triumphiert: Du selber, von dem Weil gefällt, wirst Opfer sein. Drestes, der landsflüchtige Bruder, ist der Rächer, auf den sie hofft. Als Nachricht kommt, er sei gestorben, will sie selbst die Mutter töten, und mit heißen Liebesflosungen wirbt sie um den Beistand der Schwester bei dem blutigen Werk. Umsonst. Da, in der Stunde der Verzweiflung tritt der todtglaubte Bruder vor sie hin, die That, die das Drakel, ihm aufgetragen, zu vollziehen. Sie macht ihn hart, treibt ihn ins Haus und gierig horcht sie an der Thür auf das ersehnte Todesröcheln. Mit schweren, tappenden Schritten, wie eine von der Bitterung des Wutes aufgeregte Bestie, in kurzen, hastigen Wendungen läuft sie auf dem Hofe hin- und her. Aegisth fällt von Drestes' Hand erwürgt und, wie zum Siegestanze ausschreitend, sinkt sie nieder, während draußen leisbrausendes Stimmengewirr den Triumph des neuen Herrn verkündet.

Das Publikum, ein paar Augenblicke wie betäubt von der Nervenerregung, bereitete dem Dichter und den Darstellern eine große Ovation. —

### Geographisches.

ie. Das Tote Meer Australiens. Die geographische Forschung hat sich in Australien während der letzten Jahre eingehend mit dem feinsten Umfange nach gewaltigen Eyre-See beschäftigt und festgestellt, daß diese Wasserfläche vom Standpunkt der geologischen Geschichte als geographischer Mittelpunkt des Erdteils betrachtet werden muß. Niemand sieht als ein totes Meer bezeichnet werden, so war sie ehemals nicht nur der Ausgangspunkt der Verteilung des ganzen australischen Flußnetzes, sondern stand auch in Verbindung mit den vier Hauptgebieten Inneraustralien's: dem großen arctischen Becken von Queensland, dem alten Plateau von Westaustralien, dem großen Tiefland des südlichen Australiens und der Seenplatte, die sich östlich bis zum Darling erstreckt. Die Bedeutung des Eyre-Sees ist keine geringere im Hinblick auf die Tier-, Pflanzen- und Völkerverhältnisse, da seine ganze Umgebung ehemals außerordentlich bewaldet und bevölkert gewesen sein muß. Der Geologe Gregory hat das Becken des

Eyre-Sees in voller Ausdehnung bereist und nennt es „das tote Herz Australiens“. Es ist ein echtes Totes Meer mit stagnierenden Gewässern ohne Strömungen und mit völlig öden unfruchtbaren Ufern. Die Gründe des Wechsels, der sich hier im Lauf der geologischen und klimatischen Geschichte Australiens vollzogen hat, müssen in den Bodenverschiebungen gesucht werden, von denen die Oberfläche des Erdteils betroffen wurde. Das ganze Flußsystem, das früher von diesem Gebiet ausging und die Wasserfläche des Eyre-Sees mit einer reichen, lebensvollen Umgebung versah, wurde dadurch gestört, daß sich der Boden des Beckens senkte, bis er nur 12 Meter über dem Meerespiegel gelegen war. Dadurch wurde dem Gewässer die Möglichkeit verschlossen, nach außen hin einen Abfluß zu behalten. Außerdem sind die ehemals reichlichen Regenfälle so viel seltener geworden, daß die früher üppige Vegetation der angrenzenden Landschaft vollkommen verschwunden ist. Kängurus und andre Beuteltiere, Krokodile und Fische, kurz: alles, was dort lebte, einschließlich des Menschen, ist zu Grunde gegangen oder ausgewandert. Die außerordentlich starke Verdunstung, der die Wasserfläche unter der Wirkung des Sonnenbrandes ausgesetzt ist, überwiegt die Zufuhr des frischen Wassers durch die Niederschläge durchaus, so daß sich die früher im Wasser kaum merklichen Salze jetzt ganz bedeutend gehäuft haben. Das träge schlammige Salzwasser, das sich, für das Auge endlos, über eine Fläche von fast 10 000 Quadratkilometern ausdehnt, gewährt von seinen öden Ufern aus den Anblick der trostlosesten Wüste, während der kundige Forscher noch heute überall Spuren einer ehemals üppigen Lebewelt entdeckt. —

### Humoristisches.

— Fachmännische Zurechtweisung. Professor (Censuren austeilend): „Träumler, Ihre Arbeit ist ganz passabel ausgefallen — Sie erhalten die Note II. Ihr Brief aber, den ich in Schulheft meiner Tochter gefunden, ist eine durch und durch liebliche Arbeit. Das Wort Entführung haben Sie sogar mit i geschrieben. Ich bin gezwungen, Ihnen hierfür Note IV zu geben!“

— Enttäuschung. Sänger (geschmeichelt): „So entzückt über meinen Gesang war das Publikum noch nie — immer wieder soll ich noch ein Lied zugeben!“

Konzerthausbesitzer: „Es kann ja Keiner fort — draußen regnet's ja fürchtbar!“

— Auch ein Kunstfreund. „I' woach net, daß die Malefizzeitungen g'rad' uns Bürger allweil 'unterreich'n, weil wir nig für d' Kunst thät'n — und hab' i' do' erst zwei Ateliers in mei'm Haus neu bau'n lass'n!“

(„Fliegende Blätter“.)

### Notizen.

— Ernst Preczangs Drama „Im Hinterhause“ ist jetzt bei Dr. J. Marchlewski u. Co., München, als Buch erschienen. Preis 1,50 M. —

— „Reigung“, ein vieraktiges Schauspiel von J. J. David, gelangt als nächste Vereinsvorstellung der Neuen freien Volkshöhne diesen Sonntagnachmittag 3 Uhr im Neuen Theater zur Aufführung und wird am 8., 18. und 22. November für die weiteren Abteilungen wiederholt. —

— Als nächste Novität des Neuen Theaters geht Mitte November Frank Wedekinds Schauspiel „So ist das Leben“ in Scene. —

— Fritz Lienhards Drama „Heinrich von Ofterdingen“ erzielte bei der Premiere im Hoftheater zu Weimar ehrende Anerkennung. —

— „Walderherschast“, ein Bildererdrama von Otto Fischer, wurde bei der Premiere im Wiener Raimund-Theater freundlich aufgenommen. —

— Karl Pohlig's vierstägige symphonische Dichtung „Per aspera ad astra“ fand im ersten Konzert der königl. Kapelle in Dresden unter Schuch's Leitung vielen Beifall. —

— Hugo Wolff's symphonische Dichtung „Penthesilea“ wird in diesem Winter u. a. auch in Berlin aufgeführt werden. —

— August Büngert's Musiktragödie „Dhffens' Tod“ erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Hoftheater einen starken Erfolg. —

— Die Neuerwerbungen der Nationalgalerie sind seit Freitag im zweiten Cornelius-Saale ausgestellt. —

— Die diesjährige Winterausstellung der Berliner SeceSSION wird u. a. Aquarelle des englischen Landschaftsmalers William Turner bringen. —

— Der Forscher v. Nordenfjöld beabsichtigt eine naturhistorisch-anthropologische Expedition nach den Grenzgebieten von Peru und Bolivia zu unternehmen. Die Abreise ist für den Monat Dezember dieses Jahres in Aussicht genommen. Für die Dauer der Expedition sind 15 bis 18 Monate vorgesehen. —